

Nr. 250. Bromberg, den 15. November 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

(21. Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Die Stimme des Gewissens.

Der Gefangene ist nun wieder allein. Er wirft sich nicht mehr auf sein Lager, sondern läuft mit gequälter Miene in seiner Zelle hin und her.

Ich bin nun einmal verflucht, denkt er. Ich kann meinem jammervollen Schicksal nicht mehr entgehen. Aber, du lieber Gott, hab ich denn überhaupt noch ein Recht auf ein anderes Leben, auf ein gutes und anständiges Leben der Arbeit zu hoffen, wenn ich wirklich von bösen Mächten besessen bin? ... Ich habe einmal gemordet ... Ich habe gemordet! ... Ich muß es wohl glauben, wenn das Gericht es behauptet. Man hat mich ja verurteilt. Und habe ich schließlich nicht erst vorgestern den alten Trödler in seinem Laden beinah getötet ... ja, nicht wahr, ich wäre es imstand gewesen ... meine Hände haben sich ja ganz wie von selbst seinem Nacken genähert ... O Gott, war das nur eine letzte Erinnerung an alle die Roheiten, die ich in dem höllischen Bagno erleiden mußte, oder war es der natürliche Reflex eines blutdürstigen Instinktes, der seit meiner Geburt in mir steckt? ... Wenn ich aber wirklich verflucht, wenn ich wirklich ein hoffnungsloser Verbrecher bin, wozu dann noch sich dagegen wehren und vor einer neuen Missetat zurückschrecken? ...

Der Gefangene macht halt, bleibt, in tiefes Nachdenken versunken, unbeweglich stehen. Er schüttelt den Kopf und spricht halblaut mit sich, als wäre der alte, anständige Vinzenz Paroli plötzlich wieder in ihm aufgetaucht, um mit dem ehemaligen Sträfling Bernier zu unterhandeln.

„Aber, wenn ich nicht will, so hab ich es ja gar nicht notwendig, zu morden ... Es zwingt mich doch niemand, die Malvinat zu erschlagen ... Ach, nur kein Blut mehr ... Ich kann in das Haus eindringen, das Geld rauben ... Es steht mir ja auch frei, nichts zu nehmen ... nichts zu stehlen ... Und ich kann dann den andern sagen: „Bei dieser Frau gibt es nur wertloses Zeug ... kein Geld ... keinen Schmuck ...“

Dieser Gedanke erleichtert ihn sonderbarerweise.

Aber da schiebt das Schnapsmaul die Schiebetür ein ganz klein wenig auf. Der Spalt ist gerade groß genug, damit er sein gemeines Gesicht durchstecken kann.

„Goume läßt dir sagen“, brummt er, „daß er sehr einverstanden ist, wenn du die Malvinat kalt machst ... Kannst auch die andere Alte abmurksen, wenn sie Krach schlägt ... Sonst aber lassen wir dich nicht durch, verstanden! Goume findet es famos, daß du jetzt, nach zwanzig Jahren, die ganze Familie ausrottest ... Und schließlich, Genosse, wenn du ein echtes Glied der Kette sein willst, mußt du schon ein bißchen Blut an den Pfoten haben!“

Und das Schnapsmaul schiebt langsam wieder die Tür vor seine zahnlos drinsende, düstere und grausame Fratze.

*

Boubou sitzt an die Hausmauer gelehnt auf den Fliesen im sonnigen Garten. Er ist mit einem großen, schartigen Messer ausgerüstet, das sicher schon weniger friedliche Zeiten durchgemacht hat, und mißhandelt so einen Haufen Kartoffeln.

Die Kugel hat ihm diese niedrige Arbeit angewiesen. „Schäl doch die Erdäpfel, mein Zuckervogel ... Schäl sie gut, mein porzellanenes Naschkätzchen! ... Sonst fangst du ein paar, daß dir Hören und Sehen vergeht!“

Armer Boubou!

Seit frühem Morgen schon schuftet er wie ein Sklave. Er hat die Strohsäcke gelüftet, den Boden gerieben, schwere Wassereimer geschleppt, das Öfchen geputzt, das Geschirr gereinigt und der Kugel das Gesicht gewaschen. Die Arme dieser reizenden Dame sind nämlich zu kurz, ihr Busen quillt zu sehr über, als daß sie selber sich dieser Arbeit unterziehen könnte. Wenn sie die Hände ausstreckt, so erreicht sie damit kaum die Nasenspitze. Von nun an ist es Boubous Aufgabe, dem Elefanten jeden Morgen das Gesicht zu waschen; und das ist kein ungefährliches Unterfangen, denn wenn er ihr ungeschickterweise mit einem Finger in die Nase fährt, oder die tellergroßen Ohren umbiegt, oder wenn er ihr gar die nasse Seife in die Augen spritzt, so kann er „ein paar auf den Hintern bekommen, daß er alle Engel singen hört“.

Armer Boubou!

Und so oft er nach seinem Vater fragt, macht sich die Kugel den niederträchtigen Spaß, ihm mit ihrer süßesten Stimme zu antworten: „Oh, du Zuckerchen, du siehst ihn wohl erst in der Woche mit den vier Donnerstagen.“

Und das Kind quält sich nun fortwährend mit der unlösbaren Frage, wann wohl die Woche mit den vier Donnerstagen sein könnte.

Boubou mißhandelt, da er nicht weiß, wie er es machen soll, die Kartoffel ganz furchtbar. Die Knollen werden in seinen ungeschickten Händen immer winziger. Es wäre besser, wenn man die Schalen in der Küche verwenden wollte.

Da kommt auch schon die Kugel. Ach du lieber Gott, dieses Schimpfen, Fluchen und Verwünschen! Sie ohrfeigt ihn, stößt mit Händen, Füßen und Knien zu und zerkratzt ihm mit ihren scharfen Nägeln den Kopf.

Dann geht die Megäre, nachdem sie so ihren Zorn beschwichtigt hat, wieder zurück. „Ich muß mir doch dieses süße Tierchen dressieren“, brummt sie dabei vor sich hin.

Und dann schickt sie ihm noch, ehe sie in das Haus geht, einen großen, innigen Kuß aus ihrem Hängemaul: „Ach, mein Häschen, ich werde dich schon noch erziehen ... Und inzwischen gehen wir einkaufen und du trägst den Korb.“

Boubou ist wie erschlagen. Stöhnend reibt er sich seine blauen Flecke. Und jammert dazu: „Ach, Pap ... mein lieber Pap ... wo bist du denn nur? ... Man ist so bös mit mir und ich bin ganz allein ... Wo bist du denn, mein lieber, lieber Pap?“

Da ruft eine geheimnisvolle, gedämpfte Stimme nicht weit von den Ohren des Kindes: „Hier bin ich, Boubou ... hier bin ich.“

Woher kommt diese Stimme? Boubou traut sich vor lauter Erstaunen nicht den Mund aufzumachen.

Die Stimme aber fährt zärtlich fort: „Wo bist du, mein Kleiner? ... Hab keine Angst ... Das bin ja ich, dein Vater ... So antwort doch! ... Wo bist du?“

„Aber von wo sprichst du denn?“ fragt der Knabe ganz verdutzt in die Mauer hinein.

„So schau doch! ... Siehst du nicht ein Loch in der Mauer?“

„Ja, ich sehe es.“

„Leg dein Ohr daran! ... Hörst du jetzt besser?“

„Ja, Papa.“

„Ich bin eingesperrt ... in einem Keller ... und du?“

„Ich bin im Garten."
„Man hat dich eben geschlagen."
„Ach ja, Papa."
„Wer denn?"
„Die dicke Frau ... Sie ist so bös ... Du mußt sie auch schlagen, hörst du, wenn du sie siehst ... Mein Kopf tut mir nämlich so weh ..."
„So eine Bestie! ... Aber sag mal, Boubou, bist du seit heute morgen auf die Straße gekommen?"
„Nein, Pap."
„Weißt du, ob du noch vor heute abend ausgehen wirst?"
„Ich glaube schon ... Die böse Frau hat gesagt, wir werden zusammen Einkäufe machen."
„Dann, Himmel, steh uns bei! ... Boubou, du machst alles genau so, wie ich es dir sage ... Sonst behält dich die böse Frau noch lange, lange und du wirst immer weiter geprügelt."
„Nein, nein, ich will nicht bleiben ... Ich hab solche Angst!"
„Dann paß gut auf! ... Wenn es irgend geht, dann läufst du jetzt auf der Straße davon ... Wenn du einem Schutzmann begegnest, so läufst du auf ihn zu, packst ihn bei der Hand, hältst dich ganz fest an ihm an und sagst zu ihm: Die Frau dort hat mich gestohlen ... bringen Sie mich auf das Kommissariat ... Vor allem aber hab keine Angst ... Der Kommissär ist sehr lieb ... Er wird dich nach Hause schicken."
„Und du, Pap?"
„Ich ... ich komme ... dann nach."
„Wirklich?"
„Ja, wirklich."
„Du, Pap, es klingt ja, als ob du weintest."
„Aber nein ... nein."
Und wenn ich nun einem Schutzmann begegne, aber nicht davonlaufen kann?"
„Das ist wahr ... mein Gott, was tun wir nun ... Doch wart, ich hab eine Idee. Bleib, wo du bist ... Kannst du dein Ärmchen durch das Loch stecken?"
„Ich glaube schon, Pap! ... Schau, ich komm ganz hinunter."
„Und ich auch ... Spürst du meine Finger?"
„Sind das deine Finger?"
„Ja."
„Oh, du lieber Pap!"
„Jetzt paß auf ... ich geb dir ein Papier ... du steckst es in die Tasche und wirfst es, wenn möglich, ohne daß die Kugel es sieht, vor einen Polizisten ... du machst ihm ein Zeichen, daß er es aufhebt ... gib aber dabei auf die Kugel acht! ... Damit sie vor allem den Zettel nicht in die Hand bekommt ... sonst siehst du deinen Pap nie wieder ... Wenn es nicht anders geht, so steck den Zettel in den Mund und schluck ihn hinunter ... Hörst du, Boubou!"
„Freilich, Papa!"
Der Gefangene verstummt für einige Minuten. Inzwischen wiederholt das Kind halblaut alle seine Aufträge: „Wenn sie mir ihn nehmen will, so esse ich ihn ... Wenn ich einen Schutzmann sehe, so sag ich: das ist für den Kommissär ..."
Da ruft die ferne Stimme ihn wieder: „Boubou!"
„Was denn, Pap?"
„Steck den Arm herein ... nimm den Brief ... hast du ihn?"
„Ja."
„Und jetzt versteck ihn gleich in deiner Tasche! ... Hat dich auch niemand gesehen?"
„Nein, Pap."
„Gott sei Dank! ... Boubou!"
„Was denn, Pap?"
„Mein lieber Kleiner ... wenn es vielleicht ... etwas lange dauern wird ... bis ich dich wieder sehe ... so darfst du mich trotzdem nicht vergessen ... und wenn man einmal schlecht spricht ... von deinem Papa ... glaub es nicht, Boubou ... glaub es nicht!"

Neunzehntes Kapitel.

Der Einbruch.

Es war sehr dunkel. Der Himmel blieb nun schon seit Tagen hartnäckig bewölkt. Ein beängstigendes Schweigen lastete auf der verregneten Landschaft. Aus dem nassen Wald, in dem nicht ein Blatt sich zu regen schien, wälzten sich schwere Nebelmassen über die feuchte Erde. Es roch wie auf einem aufgelassenen Friedhof.

Bernier saß rittlings auf der Mauer der Villa „Waldesruhe". Er warf eine lange Strickleiter aus, die Butard und die Schlange auf der Straße anzogen, und ließ sich so in den Garten hinunter. Das alles ging, so hastig die Vorbereitungen auch gewesen waren, ohne Zwischenfall vor sich. Der Bankier und der Pilot lagen rechts und links von dem Haus als Vorposten im Gras. In einer Entfernung von ungefähr hundert Metern wartete der Aeroplan von Baurof auf seine Passagiere. Baurof hatte sich mit einer angeblichen Motorpanne dort um sechs Uhr abends niedergehen lassen. Natürlich liefen sofort die Leute zusammen. Man dachte an einen Unfall. Baurof aber versicherte sie lachend: „Mir ist nur eine wichtige Schraube gebrochen ... Ich werde mir eine andere verschaffen; leider kann ich nun vor morgen früh nicht weiter fahren ... Sagen Sie mir doch einstweilen ein Gasthaus, wo ich etwas zu essen bekomme ..." Ein paar Nichtstuer und ein paar Gassenbuben blieben zwar noch kurze Zeit, um den Apparat zu betrachten, aber als die Dämmerung einbrach, waren die Neugierigen bald wieder verschwunden.

Bernier, Butard und der Bankier kamen in einem Kleinauto, das sie schlauerweise auf einem Nebenweg stehen ließen, an den Waldrand von Chaville. Die Schlange, der Pilot und Boubou fuhren von der Station Val d'Or an mit der Eisenbahn. Sie trafen sich nun alle an einer verabredeten Stelle in der Nähe der Villa „Waldesruhe", nur Boubou wurde von der Schlange zu Baurof geführt.

So bekam Bernier seinen Sohn noch immer nicht zu sehen. Eine große Angst preßte ihm das Herz zusammen. Hat Boubou auch den Brief der Polizei übergeben können? Hat nicht die Kugel ihm den Zettel entrissen? Diese Vermutung läßt er allerdings gleich wieder fallen. Denn sonst hätte er ja Goumes furchtbaren Zorn sicher schon zu fühlen bekommen.

Bernier zieht erst sorgfältig die großen Glasscherben, die oben auf der Mauer stecken, aus dem Gips, um sich nicht daran zu schneiden. Er bleibt merkwürdig lang dort oben. Und er wendet sein bleiches, verzerrtes Gesicht in die Nacht hinaus, der großen Straße zu, die sich wie ein matter, eingebogener Strich nur undeutlich aus dem Dunkel abhebt.

Worauf wartet er nur?

Aber das Schnapsmaul wird ungeduldig: „Was treibst du denn?" flüstert er mit gedämpfter Stimme.

„Ich schau mir erst einmal die Bude an", lautet die Antwort. Und Bernier schickt sich an, auf der anderen Seite der Mauer herunterzugleiten.

Da hat die Schlange eine Idee: „Halt! Paß mal auf! ... Öffne uns das Tor! ... Wir können dann rascher zu Hilfe kommen, wenn es schief geht."

„Schön!" antwortet Bernier. Dann verschwindet er.

Nun ist er im Garten. Rund um ihn tiefste Finsternis. Der Nebel, der die unbewegliche Luft hinter der Umzäunung durchzieht, macht die Nacht noch schwerer. Und das Haus vor ihm erhebt sich, eine dunkle Masse mit verschwommenen Umrissen.

Tiefstes Schweigen ...

Bernier lehnt sich an eine Mauer, drückt in entsetzlicher Beklemmung die Hand an das klopfende Herz.

Jetzt also ist der verhängnisvolle Augenblick gekommen. Jetzt muß er in dieses stille Haus, bei diesen beiden wehrlosen alten Frauen eindringen, um zu stehlen. Um zu stehlen! ... Nein doch, um zu morden! Goume hat es ja ausdrücklich befohlen. Und noch ist ihm die gemeine Stimme des Schnapsmauls in den Ohren: „Dann mußt du auch Blut an den Pfoten haben!"

Aber der Brief! ... Hat Boubou ihn wirklich abgegeben, so kann sich alles noch ändern. Wenn „sie" nur rasch machen! Seine einstigen Genossen könnten sonst ungeduldig werden, ihn zu raschem Handeln zwingen ... Und dann wäre es zu spät ...

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Schelmenstreiche.

Von Richard Zoozmann.

Der Bauer Taps, der als Schlaufuchs weit und breit bekannt war, kam zu einem Roßtäuscher in der guten Stadt Trier, um einen tüchtigen Ackergaul zu erstehen. Er fand auch bald ein Pferd nach seinem Geschmack und man ward über den Preis nach vielem Hin- und Herfeilschen endlich einig. Vierundzwanzig Gulden sollte die Stute kosten, Taps hatte aber nur achtzehn bei sich (mehr war das Tier auch nicht wert), und der Roßtäuscher gab sich damit zufrieden, daß ihm der Bauer die restlichen sechs Gulden schuldig blieb, was er sich von dem Händler schriftlich bescheinigen ließ. — Nach drei Monden kam der Roßtäuscher zu Taps, um die Restsumme einzukassieren, aber der Bauer lachte ihn aus und sagte, er denke gar nicht daran, worauf ihn der Roßtäuscher vor den Richter lud.

„Hochwohlgeborenes Oberamt", sprach Taps, „ich habe es hier schwarz auf weiß, daß ich nichts zu zahlen brauche.

Da, bitte, lesen Sie: „... wasmaßen der Bauer Taps für die Stute gezahlt hat achtzehn Gulden, wobei zu verstehen, daß die Stute vierundzwanzig Gulden kostet, so daß der pp. Taps den Rest von sechs Gulden solle mir schuldig bleiben, womit ich einverstanden bin." Hieraus geht klar hervor, hochwohlgeborenes Oberamt, daß ich die sechs Gulden keineswegs zu zahlen habe, denn das wäre gegen den Vertrag, wonach ich sie schuldig bleiben soll. Ich würde sie aber nicht schuldig bleiben, wenn ich sie zahlte."

Die Richter schüttelten die Perücken und fanden keinen Ausweg. Taps zog lachend heim, und der Roßtäuscher fluchte ihm nach.

*

Ein Gauner befand sich in großer Not; das letzte Stück Brot war verzehrt, sein Beutel wies keinen gebogenen Heller mehr auf, und er sann auf Mittel, diesem beklagenswerten Zustand schnell abzuhelfen, denn Hunger ist zwar der beste Koch — aber er muß etwas zum kochen haben. Wie er den leeren Beutel so ansah, kam ihm eine vortreffliche Idee. Er füllte ihn mit Glasstückchen, Knöpfen, Bleiplättchen, Kieselsteinen und anderen wertlosen Dingen an, begab sich in eine belebte Straße und lief dann hinter einem würdevoll stelzenden, pelzberockten Bürger her, der als reicher, aber geiziger und nicht ganz einwandfreier Kaufmann bekannt war.

„Herr! Herr! Euer Gnaden", rief der Gauner, „Ihr habt gewiß dieses Beutelchen verloren, denn im Augenblick lag es noch nicht da."

„Freilich, freilich", sagte der Kaufmann und griff nach dem Beutel, ihn schmunzelnd in der Hand wiegend, „natürlich ist es mein Beutel, ich wollte ihn justament auf die Sparkasse tragen."

„Na, das freut mich, Euer Gnaden", lachte der Gauner. „Aber da werdet Ihr mir doch einen anständigen Finderlohn geben? Oder wäre nichts Wertvolles in dem Beutel? Dann kann ich ihn ja behalten."

„Aber gewiß ist etwas darin", rief der Kaufmann erschreckt, als der Finder schon die Hand nach dem Beutel ausstreckte, „Gold und Silber sind darin. Da habt Ihr drei Dukaten Finderlohn."

„Schönsten Dank!" rief der Gauner und ging davon. Doch schon nach zehn Schritten hörte er den Dicken hinter sich pustend herkommen und rufen: „Du Lump, du Gauner! Dich will ich kriegen, ehrliche Leute hineinzulegen. Marsch aufs Gericht mit dir!"

„Sachte, sachte", entgegnete der andere. „Ihr sagtet, der Beutel wäre Euer, und Gold und Silber wären darinnen. Habt Ihr den Beutel also nicht verloren, so habt Ihr vorhin gelogen. Aber kommt nur mit mir aufs Gericht, dort wird man die Sache feststellen."

Der Kaufmann warf den Beutel klirrend dem „ehrlichen Finder" vor die Füße und zog es vor, die drei Dukaten schießen zu lassen, anstatt aufs Gericht zu gehen, um dort seine Gaunerei eingestehen zu müssen.

*

Drei Gauner wollten einen Kaufmann prellen und brachten ihm tausend Dukaten mit der Bitte, diese Summe für sie aufzubewahren gegen fünf Prozent Jahreszinsen. Doch sollte der Kaufmann gehalten sein, die tausend Dukaten nur dann zurückzuzahlen, wenn sie alle drei gleichzeitig wieder vor ihm zu diesem Behufe erschienen. — Nach einiger Zeit sprach der eine Gauner zu dem andern: „Wir können unser Geld jetzt besser anlegen, darum rate ich, wir gehen morgen zu Dritt zu dem Kaufmann und kündigen es ihm über acht Tage. Ich gehe dann aber vor der Zeit allein zu ihm und bitte ihn, mir das Geld zu zahlen. Fällt er darauf herein, so können wir ihn nochmals um dieselbe Summe verklagen." Die andern waren damit einverstanden, gingen zu dem Kaufmann und kündigten ihm das Geld zum abgesprochenen Termin. Schon am dritten Tage kam der eine der drei Gauner, wie sie es abgekartet hatten, und verlangte das Geld mit der Begründung, daß sie es schon eher gebrauchten; sie wären bereit, zehn Prozent daran zu verlieren, weil sie den Termin nicht inne gehalten. Der Kaufman zahlte die neunhundert Dukaten, der Gauner quittierte und verschwand, die beiden Genossen betrügend, mit dem Raube ins Ausland. Als diese merkten, daß sie betrogene Betrüger waren, zogen sie den Kaufmann vor Gericht. Aber dieser sprach: „Wohlweise Herren! Ich sträube mich nicht, die Schuldsumme zu zahlen, doch bin ich laut Vertrag verpflichtet, sie allen drei Gläubigern auszuliefern. Ich sehe hier nur zwei! Schafft mir den Dritten auch zur Stelle, so steht der Auszahlung nichts im Wege."

Kleinlaut verschwanden die beiden Gauner, denn das Geld war verloren, da sie den dritten Genossen wohl nimmer herbei schaffen konnten.

*

Zu einem Geldwechsler kam eines Tages ein Bäuerlein und sagte: „Mir schickt hier ein Freund, dem ich vor mehreren Jahren Geld geliehen hatte, einen Silberbarren, der zwanzig Unzen wiegen soll, wie er mir schreibt. Seid so gut, wieget ihn nach und zahlet mir den Betrag in gangbarer Münze aus."

Der Geldwechsler wog den Barren und fand, daß er fünf Unzen mehr wog. Da erwachte die betrügerische Lust in ihm, und er sprach: „Der Barren wiegt in der Tat zwanzig Unzen. Hier habt Ihr den Betrag dafür in Scheinen und Münzen."

Als der Bauer gegangen war, schnitt der Wechsler den Barren durch und bemerkte zu seinem nicht geringen Schrecken, daß er im Innern zu gut zwei Drittel gemeines Blei enthielt. Zornig stürzte er dem Bauern nach, holte ihn endlich ein, schleppte ihn vor den Richter und legte ihm die Sache in erregten Worten dar. Der Bauer wies den Brief seines Freundes vor, in dem das Gewicht mit zwanzig Unzen angegeben war, worauf der Richter den Barren wiegen ließ und fünfundzwanzig Unzen feststellte.

„Ich bedaure, Eurer Klage nicht stattgeben zu können", erklärte der Richter dem Geldwechsler. „Ihr sagtet selbst, daß der Barren zwanzig Unzen wog, wie auch hier im Briefe schwarz auf weiß zu lesen ist. Dieser Barren hier wiegt aber fünf Unzen mehr. Folglich kann es nicht der gleiche Barren sein, den der Bauer von seinem Freunde erhielt und Euch zur Einlösung übergab. Entweder habt Ihr also die Barren daheim aus Versehen verwechselt oder — Ihr habt dem Bauer ein falsches Gewicht angegeben."

Damit wandte der Richter dem Geldwechsler den Rücken.

Reißtatze.

Skizze von **Waldemar v. Bosenstein.**

Brausend fährt der eisige Nordsturm über das nackte Hochfjell Lapplands, Schloßenschnee und Regen vor sich hertreibend. Es ist Oktober. Viel zu rasch vergingen die kurzen, schönen Sommertage! Die von nimmermüden Lappen gehüteten Rennherden lassen nicht mehr den Silberklang ihrer Glocken ertönen, dafür heult Grau mit seiner Sippe im nahen Hochmoor.

Nur hier und da treiben sich versprengte Rudel von Renntieren umher, die den Herden entwichen sind, schnell verwildernd, denn nur sehr lose ist der Zusammenhang dieser „zahmen" Hirsche mit ihren Zwingherren.

An der höchsten Erhebung des Fjells ragt eine Felsgruppe empor, ein Haufen wüster Granitblöcke — just als hätten Trolle sich mit Steinwerfen vergnügt. Doch ist das wirklich ein Steinhaufen? Je nun, den einfältigen Tröpfen, die nur auf zwei Beinen laufen, mag es so erscheinen, manche Kreatur der Wildnis aber weiß es besser. Über der oberen Plattform des riesigen Granitfindlings, durch dichte Krüppelbirken und Fichten halb verdeckt, öffnet sich ein dunkles Loch, in dem ab und zu für einen kurzen Augenblick zwei Punkte aufglühen.

Schnell senkt sich die Dämmerung des frühen Abends über das Land, lauter braust und heult der Sturm, eindringlicher ertönt der Gesang von Wodes Grauhunden.

Da schiebt sich vorsichtig ein breiter, flacher Kopf mit gerundeten Ohren und stumpfer Schnauze hervor, leicht schimmern die gelben Streifen zwischen Auge und Ohr. Nun kommt der kräftige, gedrungene Körper Reißtatzes zum Vorschein. Gewölbt ist der Rücken, dunkelgraubraun sein Pelz und dicht behaart die mittellange Rute; die Pranken sind plump, doch kräftig bewaffnet. Nicht eben elegant wirkt der sonderbare, halb hüpfende, halb watschelnde Gang, tritt Freund Vielfraß doch ähnlich dem Bären mit fast der ganzen Sohle auf.

Jetzt hat er den Rand seiner Warte erreicht. Ein langes Gähnen zeigt das furchtbare Gebiß. Sein dumpfes Knurren wird aus der Tiefe der Höhle prompt beantwortet, und gleich darauf ist die Gattin ebenfalls draußen.

Wenn Reißtatze auch nur von der Größe einer Bulldogge ist, so stört ihn das Wolfsgesindel ringsum doch nicht im mindesten. Im Gegenteil ...

„Da, habe ich dir nicht gleich gesagt, daß wir die Reste des Renns von gestern nach Hause schaffen sollen," faucht er seine bessere Hälfte an und versetzt ihr eine Ohrfeige. „Hörst du das Konzert?"

„Nicht einmal lumpige Knochen läßt dies Bettelvolk übrig," entgegnet sie, ihm mehr aus Prinzip als aus Überzeugung die Backpfeife zurückgebend. „Wartet, wenn wir einen von euch erwischen!"

„Das Zeug ist nur so furchtbar dürr; rein die Zähne kann man sich an ihnen ausbeißen", faucht als Antwort mißvergnügt der Gatte.

Dann aber gleiten beide geschickt von ihrer Warte herab und eilen in marderähnlichen, doch plumpen Sätzen zu einem nicht eben weit entfernten Rennwechsel — die sonst so

schlauen Hirsche haben in dieser steingesegneten Gegend jene Granitplatte nicht genügend beachtet, die einem Tisch gleich in etwa drei Meter Höhe ihren Pfad überragt.

Während Reißtatze den Wind prüft, schnüffelt seine Gemahlin am Boden. Ihre feine Nase verrät ihr die Witterung des so sehr begehrten Bratens. Der Wind steht gut, und nun haben die beiden Räuber es sich bequem gemacht. Mit dem Felsen in eins verwachsend lauern sie auf ihr Opfer.

„Wenn doch nur die verdammten Schreihälse dahinten nicht wären“, knurrt böse diesmal das Weibchen. „Du hast mir gestern die besten Stücke und das meiste vor der Nase weggefressen; mir bellt der Hunger in den Eingeweiden.“

„Beruhige dich, Teure! Die Spitzbuben sind uns heute sehr nützlich“, umgeht der Angeredete ihren nur allzu berechtigten Vorwurf.

Nach wenigen Minuten ist es, als ob das Wolfsgeheul sich schnell nähere. Ein kaum merkbares Zucken durchfährt die beiden Gesellen; ihr scharfes Gehör hat flüchtige Tritte leicht beschwingter Hufe wahrgenommen. Schon taucht auch das mächtige, vielgeästete Geweih das Leithirsches auf, dicht aufgeschlossen folgen die gleichfalls geweihten Tiere mit den halbwüchsigen Kälbern, am Schluß zwei kapitale Hirsche.

Angstvoll grunzend und schnaubend fliegt die Herde heran, denn graue Gestalten jagen Dämonen der Hölle gleich hinter ihnen drein. Laut und grellend ertönt ihr grauenvolles Bellen — sie wähnen sich ihrer Opfer sicher.

Da stutzt der Leithirsch, schnaubt kurz und springt mit gewaltiger Flucht unter dem Felsen hindurch, die übrigen hemmen den Lauf und preschen nach allen Seiten auseinander. Am Boden aber liegt, wild um sich schlagend, ein Alttier, wenige Schritte davon sein Kalb. Die beiden Räuber sind blitzschnell nieder gesaust, und jeder hat seine Beute mit der Schnelligkeit des Gedankens gepackt. Gierig saufen beide den roten Lebenssaft, glasig und starr blicken die Augen ihrer Opfer in das fahle Abenddämmern.

Doch was ist das für ein infames Knurren und Zähneklappen um sie herum? Reißtatze blickt zuerst empor. Da hört doch wirklich alles auf! Während er sich vorn an der Kehle erlabt, versucht einer von diesen frechen Lümmeln dasselbe Beutestück am hinteren Ende anzuschneiden.

Wie der leibhaftige Satan fährt er auf den Unvorsichtigen los. Ein furchtbarer Prankenhieb, ein knirschender Biß, und verendend wälzt sich der Vorwitzige am Boden neben der Beute der Vielfraße. Da fahren die Spießgesellen zurück. Gierig funkeln die feuerfarbenen Augen, Geifer läuft aus dem offenen Rachen — so hecheln sie in weiter Runde um die beiden starken Marder. Es sind nicht gerade die besten Schimpfworte, welche sie ihnen in der Wolfssprache an den Kopf werfen. Doch nur verächtlich blicken die Beiden hin und wieder auf, während sie große Mengen des warmen Fleisches in sich hineinschlingen.

Schließlich sind sie zum Bersten voll gefressen und lecken sich befriedigt den Fang. Mit langem und bösem Blick aber stellt Reißtatze fest, daß noch recht viel übrig geblieben ist. Am liebsten vernichtete er das ganze Wolfsrudel, doch die Wölfe weichen geschickt und schnell jedem Angriff der Feinde aus.

Schließlich packen diese gemeinsam mit starken Kiefern das Tier, und ruckweise, unter fortwährendem Fauchen und Knurren zerren sie es rückwärts zu ihrer Behausung. Schiebend und stoßend gelangen sie auf die Plattform, und nun ist der Fraß geborgen. Rasch geht es zurück zum übrigen. Doch als sie die Stelle erreichen, finden sie selbst von dem getöteten Wolfe nur noch einige Hautfetzen.

In der Ferne verhallt das Wolfsgeheul.




Bunte Chronik

* **Der Herzog von York als Meisterdetektiv.** Anläßlich der letztjährigen Neuseeland-Reise des Herzogs von York wurde eine Matrone bei ihm vorstellig und bat ihn inständigst, der Herzog möge ihr das Großkreuz des Victoria-Ordens wieder verschaffen, das sich ihr Vater, Hauptmann Titschell, auf dem Felde der Ehre erworben und vor rund sechzig Jahren in London verloren hatte. „Mein armer verstorbener Vater konnte diesen Verlust bis an sein Lebensende nicht verschmerzen“, beteuerte die selbst zweiundsiebzigjährige Tochter des ehemaligen Kapitäns. Der Herzog von York war tief gerührt und versprach der alten Frau, sein Möglichstes zu tun, um ihr zu dem langvermißten Kleinod zu verhelfen. Er faßte sein Versprechen nicht als leere Redensart auf, vielmehr setzte er, nach London heimgekehrt, einen großen Detektivapparat in Bewegung und stellte sich persönlich an dessen Spitze. Nach einjähriger Arbeit wurden die Bemühungen des herzoglichen Meisterdetektivs und seines Stabes in der Tat von Erfolg gekrönt: man fand das vor sechs Jahrzehnten gestohlene Großkreuz im Besitz eines alten pensionierten Staatsbeamten. Er hatte es vor mehr als fünfzig Jahren in einem Antiquitätengeschäft entdeckt, für einige Schillinge erworben und seither pietätvoll in seiner Vitrine aufbewahrt. Bereitwilligst stellte er den Orden dem Herzog-Detektiv zur Verfügung, der ihn sofort an die rechtmäßige Besitzerin, die Tochter des wackeren Kapitäns Titschell nach Neuseeland weiter leitete.

*

* **Fliegende Kleider.** Die Sehnsucht der schönen Kanadierinnen — sie sind wahrlich keine „Wilden“ Seumescher Prägung mehr — nach den neuesten Pariser Kleidern hat jetzt sogar das Flugzeug in ihren Dienst gestellt. Eine Anzahl der bedeutendsten Montrealer Modegeschäfte hat einen kombinierten Flug-Eisenbahnverkehr ins Leben gerufen, der lediglich die Aufgabe hat, die neuesten Pariser Modelle nach Kanada zu bringen, wo sie bereits sieben Tage nach ihrem Erscheinen in der französischen Hauptstadt den zahlungskräftigen Damen der kanadischen Gesellschaft zur Verfügung stehen. Die erheblichen Transportkosten spielen ja, wenn es sich um die Mode handelt, keine Rolle.

*

* **Petersilienbäume und mannshohes Edelweiß.** Der amerikanische Reisende Carveth Wells kehrte kürzlich von einer Expedition nach Aequatorialafrika zurück. Das Unternehmen galt vor allem der Erforschung des noch immer von Sagen umwobenen Mondgebirges und des Landes nordwestlich des Viktoriasees. Was nun der Amerikaner von seinen Entdeckungen zu berichten weiß, klingt reichlich phantastisch. Angeblich fand er an den Abhängen des Mondgebirges Wachholderbüsche von fünfzehn, Petersilienstauden von beinahe drei Meter Höhe und Edelweißbüsche, die größer waren als er selbst. Außerdem will die Expedition eine Zebraherde beobachtet haben, die nicht weniger als drei Tage lang am Lagerplatz vorüber zog und demnach acht Kilometer breit und achtundvierzig Kilometer tief war. Wells berichtet auch von einer ganz neuen Methode, die ihm Aufnahmen von der Großtierwelt des Mondgebirges ermöglichte. Er fuhr mit seinem Kraftwagen durch den Busch und schleifte an einem langen Strick einen Tierkadaver als Köder hinter sich her. Nur Hyänen und Affen zeigten Furcht vor dem Auto. Alle anderen Tiere, besonders die Löwen, stürzten sich auf den Fraß und ließen sich ohne weiteres auf die Platte bannen.

*

* **Die Puderdose der Advokatin.** Eine junge scharmante Advokatin in Paris wurde dieser Tage zu dem Dekan der Advokatur beordert, der ihr in strengem Ton folgenden Vorhalt machte: „Es tut mir leid, mein Fräulein, Sie auf die Art und Weise aufmerksam machen zu müssen, wie Sie sich im Gerichtssaal betragen, was schlecht übereinstimmt mit den Traditionen der Ordnung. Jedesmal, wenn Sie die Toga angelegt haben, bringen Sie aus Ihrer Tasche einen kleinen Spiegel und eine Puderdose zum Vorschein, um das Gesicht zu bepudern. Sie würden gut tun, dieses Getue, das hier unerwünscht ist, nicht mehr zu wiederholen.“ Die junge Dame verließ in erregter Stimmung das Zimmer des Dekans; Tränen traten in ihre Augen, die sie schnell fortwischte. Und da sie, nach ihrer Ansicht, im Gesicht zu rot und erregt aussah, nahm sie aus ihrer Handtasche Spiegel und Puderdose, und puderte sich sorgfältig . . .

Lustige Rundschau



* **Es stimmt.** Pfiff kommt vom Spiel heim. Er hat, wie schon oft, mit seinem Freund Kniff bei den Karten gesessen und verloren. Ein nicht unbeträchtliches Sümmchen. Pfiffs Frau ist energisch. Sie weiß, daß ihr Gatte meist verliert, und da sie in Geldsachen peinlich und scharf ist, so hat Pfiff meist nichts zu lachen, wenn er nach Hause kommt. Pfiff traut sich also nicht allein heim und ersucht seinen Freund, mitzukommen. „Was soll ich da?“ fragt Kniff. „Ich mag deine Frau nicht anlügen.“ „Du brauchst auch nicht zu lügen — du sollst nur die Wahrheit bestätigen.“ Kniff kommt mit. „Du hast wieder gespielt?“ fragt Frau Pfiff scharf. „Ja, mein Herz, ein nettes, freundliches Spielchen.“ „Und? Wie ist's ausgegangen?“ „Normal, Herzchen, mein Freund Kniff wird dir's bestätigen: Ich habe nichts gewonnen und er hat nichts verloren.“ Freund Kniff bestätigt das mit gutem Gewissen, und der Friede ist für diesen Abend gesichert.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.